



Kardinal Walter Kasper

Vortrag von Kardinal Walter Kasper auf dem Ökumenischen Kirchentag am 30.05.2003 in Berlin

Konfessionelle Identität – Reichtum und Herausforderung

Es ist für mich eine Freude, zu diesem Kirchentag eingeladen worden zu sein und die Gelegenheit zu haben zu Ihnen zu sprechen. Gerne erinnere ich mich an verschiedene frühere Katholiken- und Kirchentage, an denen ich teilnehmen und mitwirken konnte. Doch dieser erste ökumenische Kirchentag ist etwas Besonderes, dem ich in meiner gegenwärtigen Funktion mit besonderem Interesse und noch mehr mit besonderer Hoffnung entgegen gesehen habe. Ich möchte die deutschen evangelischen und katholischen Christen beglückwünschen zu dem Mut ein solches herausragendes ökumenisches Ereignis in Angriff genommen zu haben.

Das Thema, das mir gestellt wurde, lautet: „Konfessionelle Identität – Reichtum und Herausforderung“. Ich muß gestehen, daß ich mich mit dieser Themenformulierung zuerst schwer getan habe. Denn sie könnte so mißverstanden werden, als solle die konfessionelle Vielfalt, also die Spaltung der einen Kirche Jesu Christi in eine Vielzahl von Konfessionen mit je eigener Identität als ein Reichtum verstanden werden und als bestehe die Herausforderung darin, diesen vermeintlichen Reichtum zu bewahren und das Ziel der Ökumene, die sichtbare Einheit aller Christen möglichst rasch zu begraben und zu vergessen.

Leider gibt es dieses Programm. Es gibt Leute, die meinen, die Vielzahl der Konfessionen sei ein Reichtum und es genüge, wenn wir uns nur gegenseitig anerkennen und zur Kommunion zulassen würden, im übrigen könne alles mehr oder weniger beim Alten bleiben. Jemand sagte mir einmal: „Warum nicht, Konkurrenz belebt das Geschäft.“ Ich antwortete: „1000 Jahre unseliger Konkurrenz mit den Kirchen des Ostens und fast 500 Jahre Konkurrenz

zwischen evangelischer und katholischer Christenheit haben genügend Unheil über Europa und besonders über Deutschland gebracht. Laßt uns das um Gottes willen endlich beenden. Nach Jesu Christi willen sind wir nicht Konkurrenten, sondern Brüder und Schwestern.“

Um Mißverständnisse auszuschliessen, möchte ich deshalb, bevor ich auf das mir gestellte Thema „Konfessionelle Identität – Reichtum und Herausforderung“ eingehe, zuerst etwas sagen zu dem grundlegenden Thema: „Ökumene – Reichtum und Herausforderung“

I. Ökumene – Reichtum und Herausforderung

In meiner Kindheit und Jugend – das war noch vor dem zweiten Weltkrieg – wäre wohl kaum jemand das Leitwort des ökumenischen Kirchentags eingefallen: „Ihr sollt ein Segen sein.“ Das Wort „Ökumene“ war damals noch längst nicht in aller Mund. Wohl aber waren Luther und Calvin für uns böse Wörter, und in eine evangelische Kirche hätte ich ohne Not keinen Fuß gesetzt. Noch als ich – zehn Jahre vor dem zweiten Vatikanischen Konzil – in Tübingen Theologie studierte, war uns der Besuch evangelischer Vorlesungen verboten. Aber gerade weil sie verboten waren, waren sie für uns junge Studenten besonders interessant.

Was hat sich da – Gott sei Dank – alles zum Guten geändert! Heute empfinden sich evangelische, katholische, orthodoxe und freikirchliche Christen nicht mehr Gegner, nicht mehr als Konkurrenten, nicht mehr als Fremde sondern als Freunde; sie leben, sie arbeiten und sie beten zusammen. Evangelische, katholische, orthodoxe und freikirchliche Christen sagen auf diesem Kirchentag: Wir wollen ein Segen füreinander sein. Daß dies heute nicht nur denkbar sondern wirklich ist, ist für mich ein Grund zur Freude und zur Dankbarkeit. Dahinter steckt nicht der wechselhafte Wind des Geistes der Zeit; dies ist ein Zeichen der Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Die Ökumene ist ein Reichtum, sie ist ein Segen.

Die ökumenische Bewegung ist einer der wenigen Lichtblicke des vergangenen 20. Jahrhunderts, das ein schlimmes, ein dunkles und ein blutiges Jahrhundert war. Nach 1000 Jahren Kirchenspaltung zwischen Ost und West, fast 500 Jahre Kirchenspaltung im Westen mit all den schlimmen Konsequenzen von Religionskriegen, Feindschaften, Polemiken, Entfremdungen und Vorurteilen bis hinein in die Familien, setzte eine Umkehr im ursprünglichen Sinn des Wortes ein. Die Christen entdeckten ihre christliche Brüderlichkeit (Geschwisterlichkeit) neu.

Maßgebend beim Aufkommen der ökumenischen Bewegung war ein missionarischer Impuls. Die erste Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1920 stellte fest, daß die Trennung der Kirche ein entscheidendes Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums ist. Mit unseren Spaltungen stehen wir Christen uns selbst im Weg. Wir machen uns vor der Welt unglaubwürdig. Deshalb können wir die Vielzahl der Konfessionen nicht als einen Reichtum empfinden; sie ist ein Skandal, mit dem wir uns in Widerspruch zum Willen Jesu Christi, „daß alle eins seien“ setzen. Damit dürfen wir uns nicht abfinden.

Dazu kam bei uns in Deutschland ein zweites: Die Erfahrung: des Dritten Reichs und des zweiten Weltkriegs. Evangelische und katholische „Lanzer“ lagen zusammen im Schützengraben, evangelische und katholische „Widerständler“ fanden sich gemeinsam im Konzentrationslager, evangelische und katholische Christen lebten nach der Erfahrung von Vertreibung und Flucht nicht mehr in geschlossenen konfessionellen Gebieten sondern Haustür an Haustür nebeneinander; evangelische und katholische Kirchen machten gemeinsam die Erfahrung von dem Ende der Vorherrschaft eines in seinen Wertüberzeugungen christlich geprägten Europa; sie sehen sich gemeinsam nichtchristlichen Religionen, besonders dem Islam, neureligiösen Bewegungen und Sekten konfrontiert, und sie fanden sich gemeinsam in einer religiös indifferenten säkularisierten Kultur vor. Deshalb fragen sie sich mit Recht: Können wir uns unsere Spaltungen noch länger leisten?

Die Antwort auf diese Frage macht katholische und evangelische Christen heute – ob sie wollen oder nicht – zu einer Schicksalsgemeinschaft; sie führt zu einer Solidarisierung der Christen. Den getrennten Christen wurde bewußt: Sie haben nur gemeinsam eine Chance. Zur Ökumene gibt es keine Alternative..

Noch ein drittes Element kommt hinzu; es ist leider bei uns in Deutschland sehr unterentwickelt; anderswo – etwa in Frankreich oder Italien – ist es weit stärker ausgeprägt. Bei uns in Deutschland, dem Ursprungsland der Reformation, ist alles mehr oder weniger auf die Ökumene zwischen Katholiken und Protestanten bezogen; der dritte wichtige Partner, die alten Kirchen des Ostens, besonders die orthodoxen Kirchen, bleiben meist im Schatten. Viele denken: die orientalischen Christen sind weit weg, nicht nur geographisch sondern auch mentalitätsmässig.

Doch weit gefehlt. Die orthodoxen Christen leben vor allem seit dem zweiten Weltkrieg mitten unter uns; sie sind geographisch gesehen keine reinen Ostkirchen mehr; sie sind in der

gesamten westlichen Welt zerstreut. Durch die europäische Osterweiterung rücken sie uns noch näher. Die Länder Osteuropas, welche (wie Griechenland) entweder schon oder (wie Rumänien, Bulgarien, Serbien) in absehbarer Zeit zur europäischen Gemeinschaft gehören, sind alle tief von der orthodoxen Tradition geprägt. Ohne sie läßt sich das Haus des vereinigten Europa nicht bauen. Wir können sie nicht außen vor lassen und als unaufgeklärte Exoten oder als ökumenische Störenfriede betrachten, denen höchstens ein folkloristisches Interesse gilt. Wir brauchen nicht nur eine politische, wir brauchen auch eine ökumenische Osterweiterung.

Jeder, der auch nur die Ikonen kennt – und es gibt bei uns inzwischen viele Liebhaber von Ikonen – weiß, welch geistlicher Reichtum dort vorhanden ist, der uns im säkularisierten Westen nur gut tun kann. Auch die Orthodoxie kann uns ein Segen sein. Die Kirche in Europa muß mit beiden Lungen atmen.

Auch in anderer Hinsicht ist eine Blickerweiterung nötig. Die ökumenische Szene ist weltweit gegenwärtig in einem rasanten Wandel begriffen. Das Schwergewicht verlagert sich auf die südliche Hemisphäre. Dort stellen wir ein Anwachsen der Freikirchen und des Pentekostalismus (einer neuen, sehr charismatisch ausgerichteten, im einzelnen sehr differenzierten Pfingstbewegung) fest. Dort herrschen andere Themen vor; neue Herausforderungen kommen dort auf uns zu. Die Fixierung auf ein einziges Thema, wie es in den letzten Monaten und Wochen in Deutschland weitgehend der Fall war, wird anderswo mit Erstaunen, Unverständnis und mit Kopfschütteln quittiert.

Ökumene meint ursprünglich: der gesamte bewohnte Erdkreis. Wir können uns deshalb gerade heute keinen ökumenischen Provinzialismus leisten. Die ökumenische Option ist keine Eintagsfliege des Zeitgeistes. Es war und ist nicht der Geist der Zeit, der sie leitet und antreibt; es ist der Heilige Geist, der uns bewußt macht: Was uns eint ist mehr als was uns trennt. Wir glauben gemeinsam an den einen Gott, den Vater unseres gemeinsamen Herrn Jesus Christus; gemeinsam sind wir auf seinen Namen getauft; deshalb gehören wir dem einen Leib Christi an. Denn Jesus Christus hat nur eine Kirche gewollt. Noch am Abend vor seinem Sterben hat er um die Einheit seiner Jünger gebetet. Dieses Gebet um die Einheit hat er uns als sein Testament hinterlassen. Sie ist darum für uns verpflichtend. An Jesus Christus glauben heißt deshalb die Einheit der Kirche wollen.

Es geht also nicht um eine sentimentale Stimmung, es geht nicht darum, daß wir heute ebener zu einander sind und besser – menschlicher und christlicher miteinander umzugehen als dies in der Vergangenheit leider oft der Fall war. Es geht auch nicht um einen Schmusekurs, um Relativismus und Indifferentismus, der sich um die Glaubensunterschiede nicht mehr kümmert. Die Option für die Ökumene ist in unserem gemeinsamen Christusglauben und in unserer gemeinsamen Taufe begründet, durch die alle Getauften Glieder des einen Leibes Christi sind. Damit ist schon jetzt eine grundlegende, wenngleich noch unvollständige Einheit aller Getauften gegeben.

Ökumene ist kein Zusatz zum Christsein, kein Hobby einiger weniger; Ökumene ist im Zentrum des Christseins begründet. Ökumene gehört zur christlichen Identität. So hat die katholische Kirche auf dem II. Vatikanischen Konzil (1962-65) eine klare Option für die ökumenische Bewegung ausgesprochen. Das Konzil hat sogar gesagt, die Wiederherstellung der Einheit gehöre zu seinen wichtigsten Anliegen. Diese Option ist für uns verpflichtend. Der Papst hat sich diese Option zu eigen gemacht und seit dem ersten Tag seines Pontifikats an bis heute immer wieder gesagt: Die Option für die Ökumene ist unwiderruflich und unumkehrbar.

Es wäre gott- und geistvergessen, diese positive Entwicklungen schlecht zu reden oder wollten wir gar Angst vor der eigenen Courage haben um uns wieder hinter unsere konfessionellen Mauern zurückziehen. Ökumene ist kein blosses Menschenwerk. Sie ist der Wille unseres Herrn, und sie ist ein Impuls des Heiligen Geistes. So hoffen wir, daß das 21. Jahrhundert das Jahrhundert der ökumenischen Einheit sein wird. Dies ist die geschichtliche Herausforderung vor der wir heute stehen.

II. Identität als Reichtum und Herausforderung

Herausforderung heißt: Wir haben das Ziel erkannt; wir haben auch bereits wichtige Schritte auf das Ziel hin gemacht; aber wir haben das Ziel noch nicht erreicht. Das festzustellen hat in den Wochen und Monaten vor diesem Kirchentag manchen fast einen Schock versetzt. Sie haben darum die jüngste Enzyklika als einen Rückschlag betrachtet, obwohl diese nur noch einmal – in einer übrigens sehr gemässigten Form – wiederholte, was als katholische Lehre längst bekannt sein konnte, das zu wiederholen aber offensichtlich höchst notwendig und heilsam war, weil es viele vergessen oder verdrängt hatten. So wurden Zweifel laut, Enttäuschung, Resignation und Frustration machen sich vielerorts breit. Von Stillstand, Stagnation,

Blockade, Erstarrung, Rückzug oder von einem ökumenischen Winter oder gar von einer Eiszeit war die Rede.

Ich bin in den letzten Monaten und Wochen viel in der Welt herumgekommen und meine die ökumenische Situation einigermaßen zu kennen. Ich kann diese Beurteilung mit bestem Willen nicht teilen. Für Klarheit zu sorgen, kann höchstens in dem positiven Sinn eine Enttäuschung sein, daß eine Täuschung beseitigt und entgegen Vernebelungstendenzen der Blick wieder frei wird für das, was „Sache“ ist.

So ist es zwar richtig, daß der ökumenische Frühling, den viele mit dem Jahrzehnt nach dem Konzil in Zusammenhang bringen, vorbei ist. Viele Blümenträume von damals haben sich nicht erfüllt. Aber nach dem Frühling kommt nicht der Winter, auch nicht gleich der goldene Herbst, wo man die reifen Früchte ernten kann. Nach dem Frühling kommt der Sommer. Dazwischen gibt es ein paar Eisheilige und gelegentlich auch einige Gewitter. Aber insgesamt ist der Sommer die Zeit des langsamen Wachsens und Reifens. Auch die Ökumene ist eine solche Reife- und Wachstumsphase eingetreten. Sie ist erwachsener geworden, sieht mehr als im ersten jugendlichen Überschwang die Realitäten und arbeitet sich an ihnen ab. Aber sie hat nicht aufgegeben; sie ist sachlicher geworden, und das ist in meinen Augen kein Rückschritt sondern ein Fortschritt.

Was hat zu diesem Klimawechsel geführt? Wie immer sind verschiedene Antworten möglich. Etwa die, daß nicht nur die Ökumene sondern auch ihre ursprünglichen Vorkämpfer etwas in die Jahre gekommen sind und nun eine neue Generation herangewachsen ist, für die der Aufbruch der 70er Jahre schon sehr weit weg ist; sie war damals noch nicht einmal geboren; sie setzt – und das ist ihr gutes Recht – eigene, teilweise andere Akzente. Nur einen neuen Akzent möchte ich erwähnen, der unmittelbar unser Thema betrifft: Die neue Frage nach der Identität. Damit komme ich zu dem mir gestellten Thema.

Wir leben in einer weithin globalisierten Welt – mit allen Vorteilen und mit allen Nachteilen, Risiken, Ungerechtigkeiten und Ängsten, welche die Globalisierung mit sich bringt. Niemand will in einem antlitzlosen großen Ganzen untergehen oder davon aufgesogen werden. So fragen viele: Wer bin ich?, wer sind wir? Diese Frage nach der eigenen Identität ist grundlegend für jeden einzelnen; denn keiner von uns ist nur ein Fall, nur eine Nummer in einem großen Ganzen. Jeder hat seinen eigenen Namen, sein eigenes Gesicht, seine eigene Identität.

Die Frage nach der Identität betrifft auch die unterschiedlichen Religionen und Kulturen, die unterschiedlichen ethnischen Gruppen wie die verschiedenen christlichen Kirchen. Sie haben ihre je eigenes Geschichte, ihr Profil, ihre Mentalität und Kultur, ihre Riten und Glaubensüberzeugungen, ihre Struktur, und sie betrachten dies als je ihren Reichtum.

Diese konfessionelle Identität ist grundlegend für den ökumenischen Dialog. Denn nur Partner, die ihre unverwechselbare Identität haben, die sie kennen, sie schätzen und die zu ihr stehen, haben sich etwas zu sagen; nur sie können einen Dialog führen. Zwischen zwei Nebelschwaden gibt es keine Begegnung; sie schwimmen einfach ineinander. Dialog setzt Partner mit eigenem Profil und mit eigener Identität voraus. Wer also meint, katholisch, evangelisch oder orthodox, das sei ihm Grunde das Gleiche und deshalb „gleich gültig“, der sucht keinen ökumenischen Dialog, der kann einen solchen gar nicht einmal führen, der sich davon von vorn herein abgemeldet.

Doch wie alles in der Welt, so kann man auch die Frage nach der Identität mißverstehen und mißbrauchen. Richtig verstanden habe ich „meine Identität“ nicht als einsamer Robinson auf einer Insel sondern nur in Beziehung, Begegnung und im Austausch mit anderen. Wenn einer sich dagegen aus purer Angst abgrenzt, sich verkriecht und verschließt, weil er meint, jede Begegnung mit anderen könne die eigene Identität bedrohen, verwischen und verwässern, dann wird er nicht nur dialogunfähig, er endet in einer völlig verengten, verkümmerten, vertrockneten, verkrusteten und verhärteten Identität. Dann wird Ökumene als Gefahr und Bedrohung für den eigenen Glauben verstanden. Das führt dann zur Neuauflage des alten Konfessionalismus bis hin zu einem aggressiven und fanatischen Fundamentalismus.

So gibt es orthodoxe Christen, welche die Ökumene für eine Häresie, oder gar für die Häresie aller Häresien halten. Solchen Rückfall in alte konfessionalistische Geleise und fundamentalistische Strömungen und Verhärtungen gibt es auch bei manchen Katholiken und Protestanten. Sie warnen nicht nur völlig zu Recht vor einer falschen Ökumene, vor ökumenischem Relativismus und Irenismus, sondern äußern grundsätzliche Zweifel daran, ob Ökumene überhaupt der rechte Weg war und ist,...

Leider hört man solche Stimmen auch an der sogenannten Basis und auch bei jungen Leuten. Deshalb bin ich kritisch gegen die These, die Basis sei schon viel weiter als die schwerfällige, ängstliche, zögerliche und uneinsichtige Hierarchie. Das mag im Einzelfall richtig sein. Doch die Basis ist keineswegs so eindeutig und einhellig wie diese These voraussetzt, und auch die

„Spitzen der Hierarchie“ sind kein so monolithischer Block wie manche meinen. Ich wäre froh, wenn alle an der Basis schon mal so weit wären wie der gegenwärtige Papst; er hat keine Angst vor der ökumenischen Bewegung; bei jeder sich bietenden Gelegenheit ermutigt und ermuntert dazu. Ich kenne keinen anderen „Kirchenführer“ der so oft und so positiv über die Ökumene spricht wie er.

Die Frage ist nur: Welche Art von Ökumene? Sicher keine ökumenische Mausehelei und Schummelei; keine ökumenische Mogelpackung. Eine solche unehrliche Ökumene verbietet schon der pure menschliche Anstand und der Respekt vor der eigenen wie vor der fremden Überzeugung. Es geht um eine Ökumene in der Wahrheit, freilich der Wahrheit in der Liebe. Liebe ohne Wahrheit ist leer, hohl, unernst und unehrlich; sie ist Affenliebe und unernste Liebelei. Aber auch umgekehrt gilt: Wahrheit ohne Liebe aber kann kalt, hart, verletzend und abstoßend sein. Wahrheit und Liebe gehören zusammen. Paulus sagt uns, wir sollen die Wahrheit in der Liebe tun. Wir „haben“ die Wahrheit nicht um sie wie einen nassen Lappen den anderen um die Ohren zu schlagen, sondern wie einen wärmenden Mantel, in den wir uns gegenseitig hineinhelfen.

Kurzum: Ökumenischer Dialog setzt Partner voraus, welche die ihre eigene Identität haben, darum wissen, zu ihr stehen, ja ihn für einen Reichtum halten und die eben so in einen Austausch miteinander treten, in dem sie dem anderen vom eigenen Reichtum mitteilen und ihn daran teilhaben lassen. Zum ökumenischen Dialog kommt man nicht mit der Devise: Wir glauben eh so wenig, das bißchen können wir schließlich auch noch gemeinsam glauben. Zum ökumenischen Dialog kommt man mit der Überzeugung: Das, wovon unsere Vorfahren, unsere Väter und Mütter in oft schweren Zeiten zehrten, was ihnen Kraft, Trost und Lebensmut gab, das was mir wichtig ist, wovon ich in meinem Leben zehre, was mich im Leben trägt und hält, davon will ich auch den anderen etwas geben; ich will sie teilhaben lassen wie auch ich vom Reichtum der anderen lernen, mich von ihm anregen und bereichern lassen möchte.

Der bewußte Glaube, und nicht die Gleichgültigkeit im Glauben führt also zum ökumenischen Dialog. Der ökumenische Dialog macht nur zwischen Partnern Sinn, welche ihre evangelische, orthodoxe oder katholische Identität haben, die in ihrer Kirche und deren Glauben verwurzelt sind, und die sich eben deshalb mit den konfessionellen Unterschieden nicht abfinden wollen, die sie vielmehr als Herausforderung empfinden.

III. Exkurs zum Streit um Eucharistie und die Eucharistiegemeinschaft

Worin besteht die Herausforderung? An dieser Stelle muß ich, bevor wir mit unserem Thema weiterfahren wegen der aktuellen Diskussion besonders hier in Deutschland einen Exkurs einschalten zu dem Thema Eucharistie und Eucharistiegemeinschaft. Darauf hat man sich in Deutschland in den letzten Monaten und Wochen besonders eingeschossen. In der Tat, die Gemeinschaft am einen Tisch des Herrn, also die Eucharistiegemeinschaft ist *das* Ziel und damit *die* Herausforderung der Ökumene. Es darf uns deshalb nicht in Ruhe lassen, daß wir dieses Ziel noch nicht erreicht haben. Doch eben weil Eucharistiegemeinschaft *das* Ziel und *die* Herausforderung ist, kann man sie nicht isoliert von allen anderen Fragen behandeln und anstreben. Noch weniger helfen in einer Frage, welche Wahrheitsüberzeugungen und Gewissensentscheidungen betrifft, öffentlicher Druck, öffentliche Polemik, Demonstration und Kontestation weiter.

Um was geht es? Evangelische und katholische Christen haben auch in der Frage der Eucharistie vieles gemeinsam; vor allem zwischen katholischen und lutherischen Christen sind in den letzten Jahrzehnten erfreuliche Fortschritte bei der Überwindung der früheren sehr harten und schroffen Kontroversen erzielt worden. Ich denke vor allem an das Dokument „Das Herrenmahl“ (1978), die Dokumente von Lima „Taufe, Eucharistie und Amt“ (1982) und an „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“ (1986). Diese Fortschritte werden in der jüngsten Enzyklika ausdrücklich anerkannt. Aber es besteht zwischen der Enzyklika und der jüngsten, sehr hilfreichen von der EKD herausgegebenen Orientierungshilfe, auch darin Übereinstimmung, daß es trotz aller erfreulichen Fortschritte leider noch immer nicht übersehbare wichtige Unterschiede gibt. Wenn einzelne Theologen eine andere Meinung vertreten, dann ist das als deren persönliche Meinung zu respektieren, einen Konsens hat sie jedoch bisher weder in der einen noch in der anderen Kirche gefunden.

Ich sehe jetzt von vielen Einzelfragen ab, etwa von der Frage der bleibenden Gegenwart Christi in der Eucharistie über die liturgische Feier hinaus, und beschränke mich auf nur einen einzigen aber wichtigen Punkt, den Zusammenhang zwischen Eucharistie und Kirche. Diese Frage gehört in den Zusammenhang des unterschiedlichen Kirchenverständnisses und in diesem größeren Rahmen des Amtsverständnisses und seiner Bedeutung für die Feier der Eucharistie. Jeder, der die genannte Orientierungshilfe liest, wird über diesen Unterschied sachlich zutreffend unterrichtet.

Sieht man wiederum von theologischen Einzelfragen ab, so kann man den Unterschied etwas vereinfachend folgendermaßen formulieren. Die evangelische Seite sieht die Frage der Eucharistiegemeinschaft entsprechend ihres heutigen neuprotestantischen theologischen Gesamthorizonts mehr individualistisch; es geht ihr um den Zutritt und die Christusgemeinschaft des einzelnen Christen; die katholische (wie auch die orthodoxe) Seite bestreitet diesen individuellen Aspekt selbstverständlich nicht, aber sie betont mehr den gemeinschaftlichen ekklesialen Charakter. Sie unterstreicht im Anschluß an Paulus, die Kirchenväter, besonders Augustinus, die großen mittelalterlichen Theologen wie noch des frühen Luther den Zusammenhang zwischen dem eucharistischen Leib des Herrn und dem ekklesialen Leib des Herrn, der Kirche. Sie sagt mit einem berühmten Wort Augustins: „Die Eucharistie ist Sakrament der Einheit und Band der Liebe“.

Diese Tradition findet sich – wie gesagt – auch noch beim frühen Luther und in der gesamten evangelischen Tradition, weshalb es bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts keine Eucharistiegemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten gab. Erst seither haben die evangelischen Kirchen ihren Standpunkt geändert. Das ist ihr Recht, das wir selbstverständlich zu respektieren haben; aber – lassen sie mich das etwas salopp so formulieren – man kann den Papst nicht kritisieren, weil er in der letzten Enzyklika ausgerechnet in seinen alten Tagen nicht evangelisch geworden ist und weil er die Position aller alten Kirchen, die noch heute von der weit überwiegenden Mehrheit – von gut zwei Drittel – der Gesamtchristenheit getragen wird, aufgegeben hat. Sowohl die internationale wie in die deutsche theologischen Gesprächsgruppe arbeiten gegenwärtig intensiv an dieser Frage; aber leider ist es bisher weder der einen noch der anderen Theologengruppe gelungen einen tragfähigen substanziellen Konsens zu finden. Ganz so theologisch falsch liegt also die Enzyklika nicht.

Nun gibt es zweifellos individuelle Situationen, in denen man mit der Lösung nicht warten kann, bis eine gemeinsame Lösung gefunden ist. Das weiß auch die katholische Kirche. Sie kennt darum zwei Prinzipien, die beide wichtig sind: das bereits genannte Prinzip der Zusammengehörigkeit von Eucharistie- und Kirchengemeinschaft, das im allgemeinen ökumenische Eucharistiegemeinschaft ausschließt, und das Prinzip, daß das Heil der Seelen das oberste Gesetz darstellt, das Eucharistiegemeinschaft in besonderen Situationen einer schwerwiegenden ernstesten geistlichen Notsituation für nicht katholische Christen wenn sie recht disponiert ermöglicht. Das ist auch in der Enzyklika vorgesehen; sie versperrt also nicht den Weg für verantwortliche individuelle pastorale Lösungen. Ich habe ich es auch noch nie

erlebt und noch weniger jemals selbst praktiziert, daß jemand, der ernsthaft zur Eucharistie hinzugetreten ist, abgewiesen wurde.

Ich weiß, daß damit nicht alle Fragen gelöst sind. Ich selbst habe 30 Jahre meines Lebens in einem säkularen nicht-klerikalen Milieu gelebt und bin danach 10 Jahre Bischof einer großen Diözese gewesen, die konfessionelle etwa halb-halb gemischt war, so daß ich die Probleme kenne, welche sich besonders für konfessionsverschiedene Ehen und Familien ergeben können. Ich nehme diese Probleme als Herausforderung an um ökumenisch weiterzuarbeiten. Deshalb komme ich jetzt nach diesem Exkurs zurück zu unserem Thema und zu der Frage, in welcher Weise wir die ökumenische Herausforderung aufgreifen und wie wir ökumenisch weiterkommen können.

IV. Ökumene – Weg in die Zukunft

Wir sagten: Jede Kirche hat ihre Reichtümer, die sie nicht aufgeben kann und auch nicht aufgeben soll. Wir können nicht das, was uns bisher getragen und gehalten hat, woraus unsere Vorfahren oft in schweren Zeiten gelebt haben, über Bord werfen, das dürfen wir auch von den evangelischen oder orthodoxen Brüdern und Schwestern nicht erwarten. Weder sie noch wir können uns untreu werden. Wie also können wir weiterkommen?

Die Antwort ist in dem, was wir über die Identität gesagt haben, grundgelegt. Es geht wie bei jedem Dialog so auch beim ökumenischen Dialog nicht nur um einen Austausch von Ideen, also nicht nur um einen Dialog zwischen Experten, der für den „kirchlichen Normalverbraucher“ theologisches Chinesisch ist, Der Dialog zwischen Experten ist zwar nötig, nützlich und unverzichtbar; aber er ist nicht die Hauptsache. In erster Linie geht es nicht um einen Austausch von Ideen sondern um einen Austausch von Gaben. Es geht um gegenseitige Anteilhabe an unseren jeweiligen Reichtümern. Es ist eine der erfreulichsten Erfahrungen in der Ökumene, welche mich persönlich immer wieder neu überrascht und beglückt, daß der Heilige Geist auch außerhalb der Grenzen der eigenen Kirche am Werk ist und daß wir durch die Begegnung durch den Geist – wie im Johannesevangelium verheißen – in die ganze und volle Wahrheit eingeführt werden.

Ich will das an einem Beispiel deutlich machen. In den letzten Jahrzehnten haben wir Katholiken von unseren evangelischen Brüdern und Schwestern neu gelernt welche Bedeutung und welcher Reichtum das Wortes Gottes, das Lesen der Heiligen Schrift und das

geistliche Leben aus der Heiligen Schrift ist. Das hat unsere Gottesdienste und unsere Spiritualität bereichert und vertieft. Umgekehrt lernen sie jetzt von uns die Bedeutung der Eucharistie und der liturgischen Zeichen und Symbole; sie feiern heute die Eucharistie wesentlich häufiger als in der Vergangenheit. Man kann deshalb heute nicht mehr sagen: Die evangelische Kirche ist die Kirche des Wortes, die katholische Kirche die des Sakraments. Durch den ökumenischen Austausch entdecken wir Reichtümer neu, die der eigenen Tradition zwar nicht fremd waren, dort aber in den Hintergrund getreten waren.

Das bedeutet: Ökumene bedeutet nicht, daß man sich auf dem niedrigsten gemeinsamen Nenner trifft und den Rest mehr oder weniger der individuellen Beliebigkeit überläßt. Ökumene ist kein Verarmungsprozess und kein Verlustgeschäft, noch weniger ist sie ein Ausverkauf; sie ist ein Mehrungsprozess, ein Lernprozess, ein Zugewinn und ein Prozess der gegenseitigen Bereicherung. In der Ökumene können und sollen wir uns – wie das Motto dieses Kirchentages sagt – ein Segen sein.

Das Beispiel, welches ich genannt habe, ist nicht das einzige. Die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ könnte ich ebenso nennen. Sie betraf das zentrale Anliegen der Reformatoren, die Lehre mit der – wie Martin Luther sagte – die Kirche steht und fällt. Vor allem darüber ist damals tragischer Weise die Einheit zerbrochen. Heute sind wir darüber in Grundwahrheit einig. Doch wie ist das möglich geworden? Nicht indem wir Katholiken unversehens ganz oder ein bißchen evangelisch, die Evangelischen ganz oder ein bißchen katholisch geworden wären. Der ökumenische Dialog ist kein Fingerhakeln, bei dem man sich gegenseitig über den Tisch zu ziehen versucht. Wir haben uns zusammengesetzt, gemeinsam die Heilige Schrift gelesen, gemeinsam unsere jeweilige Tradition studiert und festgestellt, beide sind wesentlich reicher als man in der verengten kontroverstheologischen Polemik meinte. Wir haben die Unterschiede nicht verflacht sondern unsere Positionen vertieft und sind so zu substanziellen Konsensen gekommen. Und wer in Augsburg mit dabei war weiß, daß die Feststellung dieser Einsicht nicht nur ein abgehobener amtskirchlicher Akt mit einer Unterschrift war, sondern zu einem Fest wurde, das zuerst in der Kirche und dann auf den Straßen der Stadt von Jung und Alt gefeiert wurde.

Der Durchbruch, der uns in der Rechtfertigungslehre gelungen ist, war bisher in der Kirchen- und Amtsfrage noch nicht möglich. Auch da gibt es auf beiden Seiten Reichtümer. Wir Katholiken sind der Überzeugung im Bischofs- und Petrusamt ein Pfund zu haben, mit dem man wuchern kann und an dem wir unsere evangelischen Schwestern und Brüder teilhaben

lassen möchten. Zumindest in seiner gegenwärtigen Form ist ihnen das nicht akzeptabel. Aber die Organisation in Landeskirchen kann in einer eins werdenden Welt und in einem eins werdenden Europa nicht der Weisheit letzter Schluß sein, und Autorität – in der rechten und in geistlicher Weise ausgeübt – ist keine Gefahr sondern – wie wir es gemeinsam mit den anglikanischen Freunden in dem Dokument „The Gift of Authority“ (1998) formuliert haben – ein Geschenk. Der Papst selbst hat deshalb zu einer brüderlichen ökumenischen Diskussion über die rechte Ausübung seines Amtes eingeladen. Dabei können auch wir von den evangelischen und orthodoxen Kirchen und von ihren jeweiligen synodalen Erfahrungen lernen. Ich glaube mit einer Reihe von lutherischen Theologen nicht, daß es sich hier um grundsätzlich inkompatible Positionen handelt. Auch in dieser Frage sollte eine versöhnte Verschiedenheit möglich sein.

Ein solcher Austausch der Gaben müßte eigentlich gerade für reformatorische Theologen wichtig sein. Denn damit nimmt die ökumenische Bewegung das ursprüngliche und berechtigte Anliegen der Reformation wieder auf. Die Reformatoren wollten ja keine neue Kirche gründen; sie wollten die bestehende Kirche aus dem Geist des Evangeliums erneuern. Heute wissen auch wir Katholiken, wie nötig eine solche Reform damals war; . die Kirche war am Ende des Mittelalters in eine innere Krise geraten. Doch die Reform der universalen Kirche scheiterte damals aus vielerlei, auch aus politischen Gründen; die Schuld liegt auf beiden Seiten. So kam es zur Katastrophe der Konfessionsbildung. Dadurch ging einerseits uns Katholiken manches von dem verloren, was die Reformation hätte bringen können; andererseits wurde aus der überfälligen Reform eine Reformation, in der – nach unserer Überzeugung – unverzichtbare Wahrheiten verloren gingen.

So haben damals beide verloren. Die heutige ökumenische Bewegung nimmt unter völlig veränderten geschichtlichen Bedingungen und in neuer Weise wieder auf und sucht zu heilen, was damals schief ging. Wir lernen von einander und bereichern einander.

Was folgt? Ökumene ist kein Weg zurück, sondern ein Weg nach vorne. Es geht nicht um eine Rückkehr sondern um eine verstärkte Hinkehr zu Jesus Christus. In dem Maße als wir durch Umkehr und persönliche Heiligung eins werden mit ihm, werden wir in ihm auch untereinander eins. Er ist unsere Einheit. Es geht in dieser Dynamik nach vorn um eine vollere Verwirklichung der Katholizität im ursprünglichen nichtkonfessionellen Sinn des Wortes. Es geht um eine evangelische Katholizität und eine katholische Evangelizität. Dies

war das ursprüngliche Programm der Una-Sancta-Bewegung in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, auf das wir uns wieder zurückbesinnen müssen.

Dieser Weg führt nicht in eine Einheitskirche. Einheit bedeutet nicht Uniformität. Es braucht keine Einheit bis auf den letzten Punkt und Komma. Wir haben ja auch das eine Evangelium in vier verschiedenen Evangelien, und Katholizität meint Ganzsein und Fülle. Katholizität ist darum Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit. Das ist es, was die großen Theologen des 19. und 20. Jahrhunderts gelehrt haben: Johann Adam Möhler, John Henry Newman, Karl Adam, Romano Guardini, Henri de Lubac, Yves Congar und viele andere. Oft spricht man auch von versöhnter Verschiedenheit. Gegenwärtig haben wir es leider in vielen Fällen noch mit einer unversöhnten Verschiedenheit zu tun. Versöhnte Verschiedenheit meint, daß aus den noch vorhandenen unfruchtbaren Widersprüchen fruchtbare komplementäre Spannungen werden. Kardinal Ratzinger hat es einmal so formuliert: „Die Kirchen sollen Kirchen bleiben und immer mehr eine Kirche werden.“

V. Was können wir tun?

Bleibt die Frage: Was können wir konkret tun? Diese Frage soll uns jetzt im letzten Abschnitt beschäftigen. Ich möchte drei Gesichtspunkte nennen: Das gemeinsame Gebet als das Herz der Ökumene – der theologische Dialog als der Kopf der Ökumene – und die ökumenische Zusammenarbeit als die Hände und die Füße der Ökumene. Den ersten und dritten Aspekt zusammenfassend habe ich schon gesagt: Es gibt zwei Orte um Ökumene zu machen: Die Kirche und das gemeinsame Essen. Denn beim gemeinsamen Essen löst man bekanntlich viele Probleme.

Das Wichtigste scheint mir die geistliche Ökumene zu sein. Für die Einheit der Kirche kann und muß man alles tun, was in den eigenen Kräften steht; aber man kann sie nicht „machen“ und nicht organisieren. Sie ist ein Geschenk des Geistes Gottes. Er muß die Herzen aufrütteln, Einsicht in die Wahrheit des anderen schenken und die Liebe zum anderen entzünden. Die Einheit der Kirche wird ein erneuertes Pfingsten sein. Deshalb gilt es gerade jetzt zwischen Himmelfahrt und Pfingsten das zu tun, was die Apostel zusammen mit Maria nach der Himmelfahrt des Herrn taten; sie versammelten sich im Abendmahlsaal um für das Kommen des Geistes zu beten.

Die geistliche Ökumene stand am Anfang. Zwei Namen sind zu nennen: Abbé Couturier, M. Josef Metzger. So kam es seit 1933 zur Gebetswoche für die Einheit der Christen im Januar, manchmal auch vor Pfingsten. Wichtig wurde auch der „Weltgebetstag der Frauen“ unter dem Motto: „Informiertes Beten - betendes Handeln“. Schon vorher hat man begonnen mit der Erschließung des geistlichen Reichtums der anderen Kirchen. Dazu kommen bis heute Begegnungen zwischen Orden, Kommunitäten Geistlichen Gemeinschaften und Geistlichen Bewegungen. Derzeit begehen wir das „Jahr der Bibel“; es lädt uns ein gemeinsam die Bibel zu lesen. Jemand hat einmal gesagt: Über der Bibel haben wir uns getrennt, über der Bibel müssen wir uns wieder finden.

Diese geistliche Ökumene bewahrt uns vor zwei Fehlformen: Vor einem ökumenischen Aktivismus und einer ökumenischen Betriebsamkeit mit immer neuen Konferenzen, Symposien, Kommissionen, Dialogen, Papieren, Aktionen und Demonstrationen, wo immerzu dieselben Argumente und Aufrufe, dieselben Klagen, Anklagen und Kritiken vorgetragen werden. Das wird zu Vollgas im Leerlauf, erzeugt Lärm aber keine Bewegung. Die andere Gefahr führt in die Experten-Ökumene. Sie ist nötig. Aber – als ehemaliger Professor darf ich das vielleicht sagen – da der deutsche Professor dadurch definiert ist, daß er gescheiter ist als sein Kollege, ist er so gescheit, daß er immer noch ein Gegenargument weiß zu dem, was sein Vorredner gerade gesagt hat. Solche ökumenische Gespräche sind ein eschatologisches Unternehmen mit Fortsetzungen ohne Ende. Die „normalen“ Christen können da nicht folgen, sie schnallen ab und machen sich ihren eigenen Reim. Wir können den ökumenischen Dialog nur verbreitern indem wir ihn vertiefen. Denn zum Gebet hat jeder Christ Zugang, oder jeder sollte zumindest Zugang und Erfahrung haben.

Die institutionelle Erneuerung der Kirchen und die persönliche Erneuerung und Heiligung gehören zusammen. Ohne eine Spiritualität der Einheit und der Gemeinschaft wird die rein institutionelle Einheit und Gemeinschaft zu einem toten System und zu einer leer laufenden Maschinerie wird. Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet: Den andern in seiner Andersheit annehmen und ihn als Geschenk für mich betrachten, die Last des anderen tragen, seine Freuden und seine Leiden teilen.

Diese geistliche Ökumene ist keine so betuliche Angelegenheit wie es zunächst scheinen könnte. Jesu beginnt sein öffentliches Auftreten im Geist der alttestamentlichen Propheten mit dem Ruf „Metanoieite!“, „Kehrt um!“ Es gibt keine ökumenische Annäherung ohne Umkehr und Erneuerung. Dabei geht es nicht um die Bekehrung von der einen zur anderen Konfession. Solche Konversionen kann es im Einzelfall geben, und wenn dies aus Gründen des

persönlichen Gewissens geschieht, ist dem mit allem Respekt und aller Hochachtung zu begegnen. Doch bekehren müssen sich nicht nur die jeweils anderen; die Bekehrung fängt bei uns selbst an. Alle müssen sich bekehren. Wir sollten darum nicht zuerst fragen: Was fehlt bei den anderen; sondern: wo fehlt es bei uns? Wo müssen wir unsere eigenen Hausaufgaben machen. Wir dürfen nicht nur den Splitter im Auge des anderen sehen sondern auch den Balken vor dem eigenen Auge, oft ist es sogar ein Brett vor dem Kopf. Nicht Selbstprofilierung sondern Selbstkritik tut not.

Wer alles bequem beim Alten lassen will und will, daß sich die Kirchen so anerkennen, wie sie sind, der bringt die ökumenische Bewegung um die Dynamik und um die erneuernde Kraft.

Wir sagten: Die geistliche Ökumene das Herz, der theologische Dialog der Kopf. Das Ideal des christlichen Glaube ist nicht der einfältige Köhlerglaube. Auch der Verstand ist eine Gabe Gottes; deshalb gehören Glauben und Wissen zusammen, auch in der Ökumene. Leider ist das Wissen auch über die grundlegendsten christliche Inhalte heute erschreckend zurückgegangen; es befindet sich auf einem fast einmaligen Tiefstand. Eine christliche Pisa-Studie fiel vermutlich noch viel verheerender aus als die bekannte Pisa-Studie zu Bildungsstand der Deutschen. Wie Umfrageergebnisse zeigen, wissen heute viele nicht einmal mehr was Christen an Weihnachten oder an Ostern feiern, von den Unterschieden zwischen katholischem und evangelischen Glaubensinhalten ganz zu schweigen. Ich spreche jetzt nicht von theologischen Feinheiten oder von wirklichen oder vermeintlichen theologischen Spitzfindigkeiten, die selbstverständlich nicht jeder Christ zu kennen braucht. Ich spreche vom christlichen ABC, ohne dessen Kenntnis der Dialog sinnlos wird. Wer mitreden will, sollte sich zumindest schlichtes Katechismuswissen aneignen. Aus dem blossen Gefühl oder aus dem Bauch heraus läßt sich verantwortlicher Weise kein Dialog führen. Ökumenische Bildung und Weiterbildung tut also not, für Priester und Laien.

Im theologischen Dialog im engeren Sinn geht es jetzt um die Kirchenfrage, um das Verhältnis von Schrift-Tradition-Lehramt, um die Sakramente, besonders die Eucharistie, die Ämter, besonders das Bischofsamt und das Petrusamt, schließlich um Marien- und Heiligenverehrung.

Ich beschränke mich auf die universalkirchliche Dimension. Sie betrifft zugleich die ökumenische Zielvorstellung. Heute können wir nur in weltweiter Perspektive denken. Das ist der

katholische Kirche mehr vertraut. Die evangelische Kirche ist traditioneller Weise in Landeskirchen organisiert. Erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts haben sich die Weltbünde bzw. Allianzen als mehr oder weniger lockerer Zusammenschluß von Kirchen herausgebildet. Sie sind jedoch keine Kirchen und können ebensowenig wie der „Weltrat der Kirchen“ nicht verbindlich für die Kirchen sprechen. Die Zielvorstellung lautet: Gegenseitige Anerkennung der Kirchen.

Wir Katholiken können dieses Leuenberger Modell einer gegenseitigen Anerkennung nicht mitvollziehen, ebensowenig wie die Orthodoxen und die Anglikaner, übrigens auch nicht alle evangelischen Kirchen. Für uns ist die sichtbare Einheit im Glauben, in den Sakramenten und im Amt das Ziel. Das Petrusamt ist für uns ein Geschenk, das wir in einer geistlich erneuerten Gestalt in die künftige größere Einheit einbringen wollen. Aber dieses katholische Modell der Einheit wiederum ist – zumindest in seiner gegenwärtigen Form – für die nichtkatholischen Kirchen nicht akzeptabel. So hat der Papst selbst die Initiative ergriffen und hat zu einem Dialog über die künftige Gestalt seiner Ausübung aufgerufen. Es sind also auf beiden Seiten noch Fragen offen. Beide haben noch kritische Anfragen, beide wollen aber auch etwas einzubringen. Das heißt, der Weg nach vorne bleibt offen.

Es gibt aber auch neuen Fragen und neue Herausforderungen. Vor allem in der westlichen Welt erleben wir gegenwärtig eine Zunahme der Säkularisierungs- und Individualisierungsprozesse; sie sind verbunden mit einem rasanten gesellschaftlichem Bedeutungsverlust aller Kirchen. Die größte Konfession sind heute die kirchlich Indifferenten. Zugleich erleben wir eine Rückkehr des Religiösen oft in sehr problematischen Gestalten. Nichtchristliche Religionen, besonders der Islam sind heute mitten unter uns präsent. So wird die Gottes- und die Christusfrage für alle Kirchen neu aktuell. Wir müssen uns fragen: Was bedeutet der Reichtum unseres Erbes für die Welt von heute? Ich denke, das sind die wirklichen Fragen für heute und morgen, und es sind gemeinsame Herausforderungen.

Schließlich kommen wir nach dem Herz und dem Kopf zu den Händen und zu den Füßen der Ökumene. Das Motto lautet: „Tun, was uns eint“. Die Ökumene der Wahrheit und der Liebe bedarf der Ökumene des Lebens. Wir haben uns nicht nur auseinander diskutiert sondern uns auseinandergelebt. Wir müssen uns wieder zusammenleben und uns noch viel besser gegenseitig kennen lernen. Daraus erwächst dann das gemeinsame Zeugnis und die Zusammenarbeit und. Wir wären vermutlich schon wesentlich weiter, wenn alles das gemeinsam täten und lebten, was schon heute möglich ist. Möglichkeit der Zusammenarbeit gibt es auch dort, wo

im einzelnen unterschiedliche Positionen bestehen. Wir können zeigen, daß, daß man mit Problemen leben kann und oft auch leben muß.

In diesem Sinn haben wir den Konzilaren Prozess für „Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung“ in Basel 1989 und in Graz 1997 unternommen, die „Frauendekade“ auf den Weg gebracht. Ich denke auch an viele gemeinsame Stellungnahmen zur sozialen und politischen Situation. Hier deuten sich große Veränderungen an, die wir gemeinsam anpacken sollten. Die Frage des Friedens und der internationalen Ordnung, der Gerechtigkeit weltweit und der Neuordnung unserer eigenen Sozialsysteme, die Heiligkeit des Lebens, die Würde des Menschen, der Schutz der Umwelt angesichts neuer wissenschaftlicher und technischer Entwicklungen, die Grundlagen des künftigen Europa gestalten. Das alles sind gemeinsame Herausforderungen. Unglücklicher Weise deuten sich in diesen Fragen neue, bisher nicht existierende Kontroversen an. Um so größer ist die Herausforderung und die Verantwortung vor der Zukunft.

Nach menschlichem Ermessen werden wir noch einen längeren Weg zurücklegen müssen. Um so mehr müssen wir uns auf eine gute Weggemeinschaft einrichten. Der weitere Weg gleicht nicht einer bis ans Ende hell ausgeleuchtete Rollbahn; es ist vielmehr so wie mit einer Laterne; sie leuchtet in dem Maße als wir selbst voranschreiten. Diese Laterne ist – wie uns die Psalmen sagen – das Wortes Gottes. Es gibt genügend Licht für jeden Tag und für den nächsten Schritt. Wir haben es nicht nötig eine detaillierte Blaupause vom Endziel zu machen und ökumenische Utopien aufzustellen. Es ist sinnlos, nur deshalb weil der letzte Schritt noch nicht möglich ist, Zwischenschritte abzulehnen. Es genügt das hier und heute Mögliche, Notwendige und Angezeigte tun. Wir sind nicht Herren der Geschichte, das ist zum Glück ein anderer. Er hat uns seinen Geist verheißen. Auf ihn ist Verlaß. Er bestimmt die Zeiten und die Stunden. Er ist aber auch immer wieder für Überraschungen gut. Das gibt Mut, das gibt Zuversicht, und das gibt vor allem Freude, und die sollten wir zuletzt auf diesem Kirchentag vermiesen lassen.

Walter Kardinal Kasper, geb. 1933 in Heidenheim / Brenz, Studium der Theologie und Philosophie an den Universitäten Tübingen und München, 1957 Priesterweihe in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1961 Promotion zum Dr. der Theologie an der theologischen Fakultät der Universität Tübingen, 1961-1964 wissenschaftlicher Assistent an derselben Fakultät, 1964 – 1970 Professor für Dogmatik an der Universität Münster / Westfalen, 1970 – 1989 Lehrstuhl für dogmatische Theologie an der Universität Tübingen, 1989 Weihe zum 10. Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, u.a. Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Weltkirchenfragen, 1994 Ernennung durch den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen in Rom zum Co-Präsidenten der Internationalen Kommission für den Katholisch-Lutherischen Dialog, 1999 Berufung zum Sekretär des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen in Rom, Februar 2001 Erhebung zum Kardinal durch Papst Johannes Paul II. und anschließende Ernennung zum Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen in Rom, 2001 Ernennung zum Honorarprofessor der Universität Tübingen, 2002 Ernennung durch Johannes Paul II. zum Mitglied der Apostolischen Signatur, dem höchsten kirchlichen Gericht.

Zahlreiche wissenschaftlich-theologische und pastorale Veröffentlichungen, u.a. Mitherausgeber des neu bearbeiteten Lexikons für Theologie und Kirche (bis 1998 insgesamt 617 Publikationen), umfangreiche Vortrags- und Beratungstätigkeiten und Berufung in theologische Kommissionen und Räte.

Juni 2002

INITIATIVE • FÖRDERVEREIN

UNITÀ DEI CRISTIANI

Einheit der Christen – Ökumene

Stegwiesen 2 – 88477 Schwendi – Hörenhausen

Telefon: 07347 / 61-0, 07347 / 61-120

Fax: 07347 / 4190

www.initiative-unita-dei-cristiani.com

www.foerderverein-unita-dei-cristiani.com